Wie die Natur oft bei Menschen, die nicht im Besitze aller Sinne sind, gerade jene Fähigkeiten und Anlagen stärker auftreten läßt, die den entwickelten Sinnen entsprechen, so zeigte auch er schon seit frühester Jugend eine ungewöhnliche Liebe zur Musik.

Das Klavierspiel erlernte er eigentlich von selbst; er fand für Melodien, die er zufällig hörte, leicht die Tasten und konnte dann stundenlang das Thema in verschiedenster Art variieren.

Als er die Musikakademie besucht und die besten Zeugnisse erworben hatte, sprach er: „Jetzt glaubt man mir wenigstens, daß ich etwas kann. Ihr Sehenden müßt alles schwarz auf weiße haben, sonst seid ihr mißtrauisch. Wir Blinden brauchen das alles nicht. Wenn sich einer zum Klavier setzt und spielt, wissen wir sofort, ob die Musik in seinem Herzen wohnt oder nicht. Und deshalb muß ich mich freuen, daß ich blind bin."

Zu manchen Gedichten hatte er schon die Musik geschrieben. Vor allem liebte er Goethe.

„Zu seinen Liedern mache ich rote Musik," sagte er lächelnd.

Man verstand ihn nicht.

„Der Gesichtssinn liegt nicht nur in den Augen, wie ihr glaubt. In jedem unserer Nerven zittert eine Ahnung von Farbe. Wenn ich von roter Musik rede, habe ich vielleicht eine ähnliche Empfindung wie ihr, wenn ihr ein schönes Mädchen seht, das ein rotes Kleid trägt."

So und ähnlich sprach er, wenn er seine Musik zu Mörikes Gedichten grün, zu Dehmels Versen gelb oder zu Rilkes Traumesworten violett nannte.

„Eine Oper werde ich nie schreiben, wohl aber möchte ich eine Symphonie komponieren und zwar eine — Farbensymphonie. Denn obwohl ich noch keine Farben sah, liebe ich sie doch mehr als ihr; denn ich erlebe die Farbe." —

Einige Zeit später hörte er von einem musikalischen Preisausschreiben. Die schönste Symphonie sollte dem Komponisten eine große Geldsumme eintragen; außerdem wurde die Aufführung durch die ersten Künstler der Stadt in Aussicht gestellt.

Da kam eine Unruhe über ihn, die fast komisch war. „Ein halbes Jahr habe ich Zeit. Ich muß bis dahin fertig werden." — Und er komponierte und trug ein seliges Leuchten im Gesichte wie ein Mensch, der Böcklins farbeninnige Bilder betrachtet.

Und er war garnicht überrascht, als „Die Farbensymphonie von H. Omeros" — er hatte diesen Decknamen gewählt — den ersten Preis erhielt.

Voll Glück schritt er durch die Straßen und summte seine Melodien vor sich hin, während die Menschen an ihm vorübergingen, ohne zu wissen, daß er der Komponist der vielbesprochenen Symphonie sei.

Alle waren begierig, das Werk zu hören, von dem die Kunstrichter begeistert waren, und niemand wußte den Namen zu deuten; denn seine Freunde schwiegen. So wartete man gespannt auf die Aufführung, nach welcher der Komponist sein persönliches Erscheinen zugesagt hatte. —

Der große Saal des Konzertgebäudes erglänzte in hellem Lichte. Eine begeisterte Menge erwartete den Beginn der Aufführung. Als nun der Kapellmeister das Podium betrat, wo die Musiker schon versammelt waren, brauste ein ungeheurer Jubel durch den Saal.

Und dann wurde es stille. Ein leichtes Klopfen mit dm Taktstocke, und die Herzen waren geöffnet und bereit, den Segen der Musik zu empfangen wie in den glücklichen Stunden des heiligen Festes.

Es begann die Symphonie.

Im Programm waren vier Teile der Musikdichtung nur mit der Bezeichnung: Rot, Grün, Gelb, Violett angegeben.

Als nun die ersten Takte erklangen, stand volle Lebensfreude vor den Zuhörern. Von Liebe sang die Melodie, von Erwachen der Körperlust und von glücklicher Sorglosigkeit. Ein weites Land dämmerte von ferne, in dem große Gärten von glutroten Rosen leuchteten. Ein seliges Liebespaar ging Hand in Hand durch die duftende Sommerlandschaft.

Innig leitete ein reizendes Violinsolo zum zweiten Teil über. So süße Musik hatte man noch selten gehört. Eine Melodie lief der anderen nach, ein Jubeln löste das andere ab. Und in überquellender Freude und Liebeshoffnung stürmte das ganze Orchester mit, bis plötzlich mit einem unvermittelten Mollakkord die Musik abbrach.

Totenstille . . . Nur wenige Sekunden . . . . Dann setzte eine klagende Oboe ein, eine Harfe dann gellende Posaunenrufe . . . Allmählich kehrte Ruhe in die Musik zurück, doch sie war traurig und verzweifelt . . Man verstand den Komponisten, man ahnte, warum er diesen Teil den gelben genannt hatte. Es waren die Stürme des Blutes, die Kämpfe der Liebe, das grelle Ringen der einen Seele um die andere.

Ohne Unterbrechung führte die Musik in den vierten Teil über, den violetten. Es wagten sich langsam Durakkorde vor, die schnell wieder zurückgeschlagen wurden,bis sie aber schließlich doch stärker wurden und der Lebensfreude zum Siege verhalfen. Man sah wieder die Gärten, ein violettes Dämmern stand am Himmel, und sicher gingen die zwei Menschenkinder mit festen Schritten durch den Abend.

Manch verstohlene Träne wurde getrocknet, voll Glück atmeten alle auf. In langsamen Melodien, die von ganz eigenartigen, fast exotischen Harmonien getragen waren, endete die Symphonie.

Viele saßen stumm und dachten nicht daran, daß es Zeit zum Beifallgeben war. Dann aber wollte die Begeisterung kein Ende nehmen. — „Der Komponist soll kommen!" Einer schrie es, und alle stimmten ein.

Da wurde es still, unheimlich still. Denn vom Kapellmeister geführt, betrat der Blinde, der die selige Farbensymphonie geschrieben hatte, das Podium.

Und wie er sich nun mit rührend hilfloser Gebärde verneigte, da wagte niemand, Beifall zu spenden. Noch zitterte in allen Herzen die herrliche Musik, die so jubelnde und schmerzvolle Bilder vom Glücke der Farben gezeigt hatte, daß nun keiner das Wunder verstehen konnte, das den Blinden sehender gemacht hatte als Menschen mit sehenden Augen.

Ein junges, schönes Mädchen, die Wangen noch naß von Tränen, fand zuerst den Weg aus der drückenden, geheimnisvollen Stimmung. Sie lief zum Podium, faßte die Hand des Blinden und sagte mit einfacher Stimme: „Ich danke Ihnen!"

Da war der Bann gebrochen, ein Sturm gelöster Menschenfreude tobte durch den Saal; Blumen, die man fast vergessen hatte, wurden herbeigebracht, Stimmen der hellsten Freude schallten durcheinander. —

Es ist nicht mehr viel zu erzählen.

Denn daß das junge, schöne Mädchen des Blinden Frau wurde, könnte — so leicht verständlich es auch ist, daß ihr Herz zu seinem Herzen hinfand — beinahe zu viel der Seligkeit sein, mehr als man es sonst gewohnt ist.

Aber so kommt die Geschichte wenigstens wieder in Menschliche zurück, und das soll doch jeden freuen: das menschliche Glück eines großen Künstlers.

—⊡—

Herbstgang

Komm mit in diese stille Glut der Erde,
Komm mit in diesen Herbst der Welt!
Du siehst die Fluren herrlich breit gelagert,
Die letzten Felder duften noch nach Brot.
Dann bringt der Abend frühen Nebel,
Silbern Gespinst vor einem goldnen Antlitz.
Die Gärten schlafen und die letzten Blumen,
Nur noch die Wälder rauschen ungebrochen fort und fort.
Wie rauscht ihr auf, ihr wilden Flammen über kalten Bergen,
Ihr Taumelwälder hoch empor und tief hinab.
O helles Jauchzen in der klaren Luft,
O letzte Sonne, schwer und strömend Gold.
O Herbst: du Gottverschwender und Geliebter,
Du kündest mir das kommende Geschlecht der Erde,
Das tief im Lenz und Sommer stand
Und voller Ju[illegible]eine volle Ernte gibt.
Schon seh' ich sie, die neuen Menschen:
Geklärt und kühn,
Die mit entblößter Brust den Wirbelsturm erwarten
Und voller Auferstehungslieder sind!

Max Barthel.

Zwei russische Anekdoten

Nach alten Quellen bearbeitet
von Hans Lichtenberg.

Der Graf Tzernischef war von Alexander (Kaiser von Rußland) mit dem Auftrage nach Frankreich gesandt worden, so viel als möglich von dem Operationsplan Napoleons — bei dessen Einfall in Rußland — zu erforschen. Es glückte Tzernischef auch; er fand Verräter in dem Kriegsministerium. Der Graf reiste nach Rußland zurück. Als der Verrat an den Tag kam, war es zu spät, um den Grafen noch einzuholen. Bei dem siegreichen Einzug Alexanders in Paris wurde er von einem Mann um eine Anstellung gebeten, mit dem Hinweis, daß er dem Graf Tzernischef wichtige Dienste geleistet habe. Der Kaiser antwortete: „Ich bezahle die Spione und Verräter — Dank bin ich ihnen nicht schuldig!"

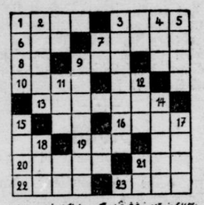
*

Bei seinen Inkognitoausflügen in Petersburg bediente sich Kaiser Alexander von Rußland oft einfacher Mietskutschen. Eines Tages nun ließ er sich von einem Lohnkutscher nach dem kaiserlichen Schloß fahren, wo er aussteig und den Fuhrmann bat, er möge einen Augenblick warten, er würde ihm den Fahrlohn sofort herausgeben. „Nichts, nichts" antwortete der Kutscher, „den Trick kenne ich schon. Ich habe viele große Herren hierher gefahren und sie nie wieder gesehen. Suchen Sie nur in Ihren Taschen nach, vielleicht haben Sie noch soviel Geld drinnen, als ich bekomme." — „Ich habe wirklich kein Geld bei mir," entgegnete der Kaiser, „aber warte, da ist mein Mantel, behalte den unterdessen zum Pfande." — „Da bin ich eher zufrieden," antwortete der Kutscher, „er scheint noch neu zu sein; den Mantel werden Sie gewiß nicht im Stich lassen." — Der Kaiser lachte herzlich und ging ins Schloß. Nach einigen Minuten kam ein Kammerdiener und verlangte vom Kutscher „den Mantel des Kaisers"; gleichzeitig übergab er ihm hundert Rubel. Der Kutscher entschuldigte sich vielmals, daß er den Kaiser für einen Betrüger gehalten habe.

—⊡—

Rätselecke

Kreuzworträtsel:



Waagerecht: 1 Ohmes, Fort 3 Adam, König 5 Watt 7 Blume, Karte 8 Chem. Stoff 10 Weibl. Name 13 Kunstbauten 15 Israelit König 16 Stimmung 20 Indischer Heiliger 21 Athen am Fluss 22 Schauen 23 Italien, Stadt
Senkrecht: 1 Tier, Produkt 2 Tabakfabrikat 3 Wind 4 Volksmenge 5 Weibl. Vornamen 7 Abkürzung eines Mädchennamens 9 Abbeförderungsmittel 11 Tier 12 Weibl. Name 14 Chem. Stoff 15 Münchener Zeitung 17 Frucht 18 Erfindung

Schach:



Zweizüger

Auflösungen aus voriger Nummer:

Schach:

1) Se2-d4 ..... Kd5xd4
2) Dh2-d2# oder
1) ..... Sc6x d4(a7)
2) Sg6-e7(Dh2-e5)# oder
1) ..... Sc5 beliebig
2) Lg4-e6#

Rösselsprung:

Bleibe nicht am Boden kleben,
Frisch gewagt und frisch hinaus,
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Liebestall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Scholle los,
Doch wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 44 — Samstag, 6. November — 1926

Die letzte Nacht

Skizze von Artur Brausewetter.

„Todmüde!"

Er reckte die Arme. Es war etwas viel gewesen: Pfingsten, die vielen Amtshandlungen, jetzt die große Hochzeit, bei der er als Geistlicher nicht fehlen durfte.

Herrlich, endlich zu Hause zu sein.

Er legte den Frack ab, glättete ihn sorgsam, böte die weiße Binde, setzte sich auf den vom Großvater ererbten Armsessel an das weit geöffnete Fenster.

Vor ihm lag ein kleiner amtlicher Zettel; er streifte ihn flüchtig. Aber in die Zeitungen sah er, nahm zuerst eine ältere zur Hand, denn er war in diesen Tagen nicht zum Lesen gekommen.

„Else Bahl vor den Geschworenen. Der Staatsanwalt beantragt Todesstrafe", stand da in fett gedruckten Buchstaben.

Ein Antrag war noch kein Urteil! — Dennoch: Hier stand er vor einem außergewöhnlichen Ereignis. Er hatte mancherlei in seinem Amte erlebt. Dies aber war das Unbegreiflichste. Vor Jahren hatte er die Else Bahl konfirmiert und sie nie vergessen; ein junges, hübsches Mädchen, sittsam, still, bei jeder Regung ihrer Seele errötend. — —

In dem kleinen Hintergarten dicht unter ihm blühte der Flieder. Maiglöckchen und Narzissen sandten ihre schweren Düfte, der Kirschbaum gleißte in seiner weißen Pracht, von fern nur hallte der Lärm der Großstadt.

Seine Gedanken gingen ihre Bahn. Fragen und Rätsel wurden wach, umspannten ihn tiefer, sammelten sich in dem Einen . . .

Mit einem Male ein schrilles Läuten. Vor ihm steht ein Mann in Uniform. — „Verzeihung, daß ich zu so später Stunde störe. Der Herr Gefängnisdirektor schickt mich. Die Else Bahl — Herr Pfarrer haben gelesen, daß sie zum Tode verurteilt ist. Dies ist ihre letzte Nacht —"

Er weiß nicht recht, was er hört, sagt nichts. „Den Herrn Anstaltsgeistlichen hat sie zurückgewiesen. Sie wünscht Herrn Pfarrer Reimers, der sie konfirmiert hat."

Er fühlt, wie ihm der Schweiß von der Stirn rinnt. Die letzte Nacht mit einer Mörderin! Er ist noch jung, hat nie etwas Derartiges mitgemacht. Und gerade jetzt, wo er mit seinen Kräften zu Ende ist!

Einen Augenblick kommt ihm der Gedanke abzusagen. Dann erschrickt er vor solcher Lieblosigkeit. Sie ruft ihn für ihre letzte Nacht. Und er — —

Eine harte Tür schlägt hinter ihnen zu, wird sorgsam geschlossen. Zwischen massigen, ziegelroten, langgestreckten Mauern schreitet er an der Seite des Beamten. Schatten gleiten schwinden. Kein Laut ist hörbar. Jetzt treten sie in einen panoptischen Bau. Eisenbeschlagene Zellen von oben bis unten, alle übersehbar. Eine im unteren Stock öffnet sein Begleiter, lehnt sie leicht an.

Auf dem aufgeschlagenen Bett sitzt eine weibliche Gestalt. Frei und aufrecht sitzt sie, in lichtes Weiß gehüllt; es ist, ein wenig aufgearbeitet, ihr Einsegnungskleid. Es war ihr letzter Wunsch. Man hat ihn gewährt.

Sie sind allein. Mit einer ruhigen, fast freudigen Bewegung grüßt ihn ihr Haupt mit dem blonden, schlicht gescheitelten Haar.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind."

Er will etwas erwidern. Das Wort bleibt ihm in der Kehle stecken. Draußen hört er den Posten auf- und abgehen. Tapp . . . tapp. Ab und zu spät ein wachender Blick durch das kleine Guckloch oben an der Tür.

„Wie ist es möglich?" ringt es sich endlich von seinen Lippen.

Nur ein leises, müdes Lächeln antwortet.

Die Zeit schreitet vor; schneckengleich, dann wieder pfeilschnell . . . bald wird der Morgen dämmern.

„Ich möchte das Heilige Abendmahl empfangen."

Er ist vorbereitet, nimmt ihr die Beichte ab, reicht ihr Brot und Kelch. Und es ist wie vor sechs Jahren, da er es zum ersten Male tat.

Ob sie Aehnliches empfindet?

„Es war ein schöner Tag." Etwas Träumerisches ist in ihrer Stimme.

„Aber was Sie an ihm gelobt, haben Sie nicht gehalten."

„Ich habe es nicht gehalten, weil ich nicht in der Liebe blieb."

„So erleichtern Sie Ihr Herz!"

Einen Augenblick ist es, als wolle sie sprechen. Dann erstirbt das Wort auf den stammelnden Lippen.

Er sieht sie an. Tausend Fragen hämmern durch sein Herz.

Fahl dämmert der Morgen. Schritte nahen, hallen dumpf und schwer — kommen näher.

„Es ist so weit." — Sie sagt es in vollkommener Ruhe, erhebt sich. Er vermag es nicht. „Noch ist es Zeit. Um Gottes willen sprechen Sie!"

Sie schüttelt das Haupt, langsam und traurig.

Da steht auch er auf. „Ich habe viel von Ihnen gehalten," ringt es sich aus der Tiefe seiner Seele. „Ich kann so nicht von Ihnen gehen. Und Sie nicht so — —"

Er vollendet den Satz nicht. Die Tür öffnet sich. Sie tut einen Schritt vorwärts.

Er hält sie zurück, legt ihr die Hand auf das Haupt, nennt sie bei ihrem Namen. Und wieder ist es wie damals —

„Ich glaube nicht an Ihre Schuld. Reden Sie zu mir!"

Er hält ihre Arme wie in einer Klammer, läßt sie nicht frei. Ein Schimmer, weich und wunderbar, ergießt sich über ihr Antlitz.

„Sie glauben an mich — —?" Wie ein Hauch kommt es von ihrem Munde.

„Nein — Sie sind keine Mörderin!"

„Doch — denn ich tötete die Liebe, die in mir war, und —"

„Dann sind wir alle Mörder," unterbricht er sie heftig.

„Wir sind es vielleicht. Und das ist das Wunderbare. Es wird einem erst in der letzten Nacht klar. Und dann ist es zu spät — wie bei mir. Aber Gott wird mir vergeben."

Ein versöhnter Frieden leuchtet aus ihren großen, stillen Augen.

„Sie stirbt unschuldig!" schreit es in ihm.

An der Tür stehen die Schergen, sie zu holen. In energischer Gebärde weist er sie zurück, sprechen kann er nicht. — Eisern stehen sie, unbeweglich.

Dann geht es vorwärts. Einen langen, leeren Gang entlang. Eine Glocke ertönt.

Von finsteren, kahlen Gebäuden, die sich wie Gespenster in den blaßblauen Himmel recken, ringsum eingeschlossen, ein länglicher Hof. Feierliche Gestalten im Halbkreis, schwarze Roben.

In der Mitte oben auf dem Gerüst ein Herr im gutgeschnittenen Frack. Er zieht ihn aus, faltet ihn sorgsam, reicht den hohen Hut und die weißen Handschuhe einem anderen hinüber.

Und nun tritt festen, freien Fußes eine lichtgekleidete Gestalt zu ihm.

Der Staatsanwalt erhebt sich. — In demselben Augenblick ist Pfarer Reimers an ihrer Seite. Gott sei Lob und Dank, er hat seine Sprache wiedergefunden!

„Halten Sie ein, Herr Oberstaatsanwalt! Der Himmel bewahre Sie und uns! Diese hier ist unschuldig!" —

Starr stehen, sitzen sie. Lähmendes Entsetzen überall.

Sie aber schüttelt das Haupt . . . langsam und traurig, wie vorhin in der Zelle.

Dann beugt sie mit anmutiger Gebärde das Haupt . . . nimmt eine weiße Blüte, die aus der Erde sprießt. Hell leuchtet sie in der erhobenen schlanken Hand. Und dann — —

Ja, wo ist er nur? —

Heiß und schwer strömt der Duft aus dem Garten zu ihm empor. Er faßt sich — immer noch abgespannt und übermüdet — an die brennende Stirn.

Wirklich . . . eine weiße Blüte liegt auf seinem Schoß. Sie muß vom Kirschbaum drüben hinübergeweht sein.

Eine Welle sitzt er ganz in sich versunken und sinnt dem eben erlebten Traumbild nach . . . Dann steht er auf, schaltet das Licht ein, greift zu den Zeitungen, nimmt die neueste.

Else Bahl einstimmig von den Geschworenen freigesprochen," liest er in fettgedruckten Buchstaben.

Nun fällt sein Blick auf den kleinen weißen Zettel: „Montag, den 5. Juni. Vortrag des Herrn Anstaltsgeistlichen: Psychologische Rätsel im Gefängnis." —

Als wäre er noch immer im tiefsten Traum. Er hat das Licht wieder ausgeschaltet. Der Mond geistert durch das Zimmer, läßt die Dinge in weich fließenden Umrissen erscheinen, nimmt ihnen das Körperhafte.

Nicht: ist um ihn und in ihm, als das stille Rauschen der Ewigkeit.

Und vom sternenbesäten Himmel, an dem sich ein leichter Wind erhoben, grüßt mit tausend leuchtenden Augen die große vergebende Liebe.

Herbstgefühl

Nach dem Chinesischen von Hans Bethge.

Die Laute herab von der Wand!
Deine und meine Schmerzen will ich singen,
Verblutender Herbst im Land.

Ihr schwarzen Schwäne im Dunkelblau
Segelt, wie meine schwarzen Gedanken,
Langsam und müde über die schlummernde Au

Du stolzer Aglajabaum am Rain!
Wo sind nun deine Blätter? Deine Aeste
Ragen wie eine schwarze Harfe im Abendschein.

Der Wind streift durch dich hin. Ein Brausen und Klirren
Schwimmt in der Luft. O Jammer dieser Erde!
Böse Gesichter wollen mein Herz verwirren.

Dort liegt mein Teich, er ist grau und leblos und fahl;
Ich will zu ihm niedersteigen, an seinem Rande
Will ich mich lagern, und meine dumpfe Qual

Will ich hinaussingen in das vergehende Rot
Des kühlen Abends. In mir und um mich her
Wittert die Sehnsucht nach dem holden Erlöser Tod.

Gigolo

Ein Zeitbild von Heinz Tovote.

„In der großen Halle wird ja getanzt. Ach bitte, laß uns doch einen Augenblick hineingehen."

„Aber Kind, bei dem schönen Wetter draußen."

„Ach bitte, Albert, mir zuliebe. Und wenn

ich nur zusehen darf, weil Du nun mal selbst nicht tanzen willst."

Einen Augenblick zauderte er, dann nickte er ihr zu. Es war ja eigentlich die erste Bitte, die sie in ihrer jungen Ehe an ihn stellte. Aber seinen vierzig Jahren durfte sie es nicht zumuten, daß er diese neumodischen Tänze noch lernte.

Also traten sie in den großen Saal des Hotels, wo sie abgestiegen waren. Die Musik hatte gerade wieder begonnen, und der Raum war fast ganz besetzt. Aber der Oberkellner, der sie auch bei Tische bediente und der wußte, daß dieser Herr mit der blutjungen Frau ein bekannter Industrieller war, hatte rasch für einen Tisch in der vordersten Reihe gesorgt.

Ganz gedämpft wurde an einzelnen Tischen geplaudert, wenn die Jazzkapelle schwieg, nach deren Klängen sich in dem freien Raume zwischen den engstehenden Tischen die Paare drehten. Sie wippte mit dem Fuße nach dem Takte des aufpeitschenden Rhythmus dieser Tanzmusik.

„Ach, wie gern würde ich einmal tanzen", sagte sie leise.

„Aber das geht doch nicht, Du kennst ja auch niemand."

Der Herr im Cut, der hier und da an einem Tische stehen blieb und die Gäste begrüßte, lächelte und machte ihr eine kleine Verbeugung, und sie sah, wie er mit einem jungen Manne sprach und ihm mit den Blicken den Tisch wies, an dem sie saß.

„In einem öffentlichen Lokale, wo Du niemand kennst."

„Warum nicht? Sieh doch nur, die Herren fordern einfach auf. Die beiden Töchter der Amerikanerin, die mit uns hier ankam, tanzen ununterbrochen. Und die kleine Maud sagte mir, wenn man hier herkommt, heißt das, daß man eben gern tanzen möchte."

„Deshalb sind wir aber nicht hergekommen."

„Ich schon!" sagte sie lachend. „Wenn jetzt ein Herr kommt und mich auffordert, kann ich ihn doch nicht abweisen."

Ehe er noch antworten konnte, stand ein blonder Herr an ihrem Tische, machte eine kaum merkliche Verbeugung gegen ihn und eine tiefere vor ihr, und schon erhob sie sich. Der junge Mann legte den Arm um sie, und sie tanzten. Sie war ein wenig befangen diesem fremden Menschen gegenüber, der kein Wort sprach, sondern sie nur führte. Stumm blieb er auch, als die Musik abbrach und die Paare im Saale stehen blieben und in die Hände klatschten, bis die Musik wieder anfing. — Dann brachte er sie wortlos an ihren Platz zurück.

An ihrem Tische hatte ein anderes Paar Platz genommen, leise flüsterte sie ihm zu: „Sieh nur, wie komisch, keiner spricht beim Tanze mit dem anderen. Als ob der Tanz eine heilige Handlung sei."

Ein kleiner dunkelhaariger Herr stand vor ihr, und schon hob sie den Arm und legte die Hand auf seine Schulter — und diesmal fühlte sie, wie sie ganz in den Rhythmus des Tanzes aufging. Uno wieder wurde kein Wort gewechselt, nur am Schluß in die Hände geklatscht, bis das kleine Orchester den Tanz noch einmal aufnahm.

Sie setzte sich wie beglückt an ihren Platz, und leise sagte sie. „Also das ist ein ganz wunderbarer Tänzer."

Sie hatte eben die Tasse an den Mund gehoben, als ein neuer Tanz begann. — „Hör' nur: Valencia!"

Aber mehr konnte sie nicht sagen, denn wieder stand der Herr vor ihr, mit einem feinen Lächeln um den Mund.

Als sie zurückkam, sagte sie: „Weißt Du, es muß wohl ein Ausländer sein, ich glaube ein Spanier. Vielleicht kann er kein Wort Deutsch. Aber er müßte doch eigentlich ein bißchen Englisch oder Französisch können, nicht wahr?"

„Wollen wir nicht gehen?"

„Aber Albert, bitte! Gönnst Du mir nicht, daß ich tanze?"

Er zuckte ein wenig mit der Schulter, aber er wollte ihr doch nicht zeigen, wie die Eifersucht in ihm aufstieg. Er sah, wie all die vielen jungen Frauen und Mädchen sich dem Tanze hingaben. Er beobachtete nur: der Mann behielt sein ruhiges Gesicht. Sie tanzten nur. —

„Ach, Albert, frag doch mal, was eigentlich die großen Zahlen auf dem Parkett bedeuten. Sieh nur: immer in einem Viereck eine ganz große Zahl. Weißt Du es nicht? Wenn der Spanier mich wieder holt, darf ich ihn einmal danach fragen?"

„Die Zahlen sind für den Roulettetanz", sagte die Dame am Tische und lächelte ihr zu.

„Hör nur: wieder Valencia. Weißt du, ob der Padilla Italiener oder Spanier ist? Ich möchte mal den Spanier fragen."

Und leise summte sie die Melodie mit, die durch die ganze Welt ging, seit die Mistinguette sie gesungen.

„Dein Spanier scheint mir aber genug von Dir zu haben."

„Erlaube mal, er hat so viel mit mir getanzt, daß er auch mal mit einer anderen tanzen kann. Sieh nur die vielen hübschen Frauen. Dort diese beiden schlanken Amerikanerinnen."

„Dafür sind die Herren um so salopper. In grauen Röckchen, und Dein Spanier trägt sogar Gamaschen."

Ein schnurrendes Geräusch unterbrach die Stille. Neben dem Orchester war ein Rad aufgestellt, wie er das von den Jahrmärkten seiner Kindheit kannte, wo Pfefferkuchen oder Wirtschaftsgegenstände ausgespielt wurden. — Das Rad war ganz mit Blumen geschmückt, und die Blumen drehten sich nun im Kreise.

Eine plötzliche Bewegung kam in die Gesellschaft, die Damen hoben die Köpfe, und sie sahen nach den Herren aus, und ehe noch die Musik begann, standen sie schon in Erwartung der Musik, da kam auch der Spanier und führte sie durch die Paare, die wie suchend zu Boden sahen. Und dann begann die Musik, und die Paare drehten sich; einzelne fast auf der Stelle, andere hatten sich eine Ecke ausgesucht, aus der sie nicht herauskamen, nur wenige tanzten wie gewöhnlich.

Vor dem Winter

Nun ist er ausgeträumt, der Sommertraum,
Rostfarbne Blätter sinken taumelnd nieder.
In schwere Nebel reckt die Riesenglieder
Der nackte Baum.

Der Wandrer steht wie am geschlossnen Sarg
Am Wiesengrund, einst bunt von reichem Leben,
Das sich ihm tausendfältig hingegeben —
Und nun verbarg.

Einst prangt es wieder dir im Sonnenschein
Mit holden Farben, Wandrerherz, — das wisse.
Jetzt aber müssen Frost und Finsternisse
Durchlitten sein.

Anna Enders-Dix.

Man hörte das Schnurren des Rades, nach dem sie ebenso eifrig ausschauten wie auf die Nummern zu ihren Füßen. Das Rad lief langsamer, und dann hielt es an. Zugleich brach die Musik ab, und der Herr am Rade rief: Nummer 82.

Eine helle Damenstimme aus einer Ecke rief ganz aufgeregt: „Hier! . . . Hier!" Und die Dame erhielt eine schlanke, rotgekleidete Puppe, mit ganz langen, aus dem kurzen Rocke heraushängenden Beinen, die sie vergnügt in Empfang nahm.

Der Tanz ging weiter, und nach einer ganzen Weile schnurrte wieder das Rad. Er sah den Spanier und Lisa, wie sie nicht weit von ihm standen, mit einem Fuße auf einer Nummer, während ihre Augen die Nebenzahlen zu entziffern suchten.

„Sechsundzwanzig!"

Er sah, wie Lisa, von ihrem Partner gezogen, rasch einen Schritt seitwärts tat, ehe das Nebenpaar es merkte, und wie ihr das Blut in die Wangen schoß, als sie: Hier! rief.

Und schon kam der Manager auf sie zu und überreichte ihr eine Puppe in gelber Seide, die sie an sich drückte, und die sie dann mit der Hand an der Schulter ihres Partners hielt und hoch hob, wie im Triumph, als sie am Tische vorbeitanzte. Als die Musik wieder abbrach, sah er, wie sie ihrem Partner zunickte und an den Tisch kam.

„Sieh nur die entzückende Puppe!"

„Sehr schön, aber nun habe ich genug. Wir wollen gehen."

Aber schon hatte ein neuer Tanz begonnen, und wieder wurde sie von ihrem Partner geholt. Sie wollte die Puppe liegen lassen, aber er nahm sie vom Tische, und sie sah, daß auch die anderen Damen ihre Gewinne im Arm behielten.

Er hatte dem Kellner gewinkt, der seinen Block zog und die Nota vor ihn hinlegte.

„Erlauben Sie mal, was bedeutet denn dieser Posten? . . . Zehn Mark Danse? Der Tanz ist doch frei, oder nicht?"

„Gewiß, mein Herr."

„Oder ist das etwa für eine Puppe?"

„Nein, mein Herr, das ist für den . . ."

Er sah nach dem Spanier, der grade vorbeitanzte.

„Verzeihung, mein Herr. Ich hatte es so verstanden. Aber wenn der Herr nicht damit einverstanden sind."

„Wie denn, das ist für den . . ."

„Jawohl, mein Herr! Gigolo!"

„Ich, das ist . . ."

„Sehr wohl, mein Herr."

„Aber dann selbstverständlich! . . Bitte hier!"

Sehr vergnügt beglich er die Rechnung. — Deshalb hatte er sich den ganzen Nachmittag geärgert und hatte wie auf Kohlen gesessen? Erleichtert faltete er die Nota zusammen.

„Nun wollen wir aber gehen, Lisa!"

Sie sah sich um, weil der letzte Tanz begann, aber der Spanier war nicht zu sehen. Schade! dachte sie.

Auf ihrem Zimmer oben sagte sie nachdenklich: „Ich möchte nur wissen, wer der Spanier war. Der Arme kann gewiß kein Wort Deutsch. Meinst Du nicht?"

„O doch, das kann er schon."

„Wieso? Woher weißt Du?"

„Ich habe mich erkundigt."

Lachend nahm er die Rechnung heraus — legte sie auf den Tisch, und indem er sie mit der Hand glattstrich, sagte er überlegen: „Gigolo! . . . Hier steht es: Danse, dance = 10 Mk."

„Was bedeutet das denn? Doch nicht etwa . ."

„Doch! Für die älteren Herren, die mit ihren jungen tanzlustigen Frauen kommen, sagte der Kellner mir. Dazu sind die jungen Herren da. Sie tanzen, aber viel Reden ist verpönt. Tanzen und — Stummsein ist ihr Beruf."

Sie sah, die Augenbrauen zusammengezogen, auf die Rechnung, und der Glanz in ihren Augen erlosch langsam. Dann sagte sie still: „Schade. Das hättest Du mir nicht sagen sollen."

„Ach, Du dachtest, um Deiner schönen Augen willen?"

„Warum nicht? — Schade! sagte ich nur."

„Ja, ja, der Spanier! Und nun nur ein Gigolo. Und ich, der schon eifersüchtig wurde."

„Warst Du das?" fragte sie und streichelte dabei die Puppe, die sie noch immer im Arm hielt.

Und ein leichtes, zufriedenes Lächeln huschte um ihren Mund, während er sich bedächtig eine seiner schweren Zigarren anzündete und schmunzelnd vor sich hinsagte:

„Nur ein Gigolo, der stolze Hidalgo! . . ."

Hohenfelde

Skizze von Felix Burkhardt.

Axel Flanßberg putzte in Chicago Schuhe. — Doktor Gregor von Flanßberg belebte zur Abwechselung die Kurpromenade von Ostende. — Lotte Weierstett, geborene von Flanßberg, ließ in Bad Homburg vor der Höhe die Koffer packen, um sich in Harzburg beim Reitturnier vom Tennisspielen zu erholen.

Axel Flanßberg umriß in Gedanken die Kurve seines Lebens: Husarenoffizier, Turnierreiter, Stallmeister, Heizer, Chauffeur, Tellerwascher, Schuhputzer. — Sein Vetter Gregor stellte Betrachtungen über die Zuverlässigkeit der Frauen, besonders der kleinen Tänzerin an, die ihn heute wieder vergeblich hatte warten lassen. — Lotte Weierstett ließ sich von ihrer Zofe maniküren und dachte nichts . . .

Im Turmzimmer des Herrenhauses von Hohenfelde schrieb der alte Bernhard von Flanßberg an die drei Kinder seiner Geschwister und bat sie, anläßlich seines 75. Geburtstages einige Wochen auf Hohenfelde mit ihm zu verleben. Er wollte bei dieser Gelegenheit mit ihnen wegen der Besitzübernahme von Hohenfelde Fühlung nehmen. In Axels Brief schob er einen Scheck.

Lotte depeschierte. Kam im eigenen Wagen mit Chauffeur, Zofe und acht Koffern. Gregor dankte für die freundliche Einladung, teilte seine Ankunft mit und bat um einen Wagen am Bahnhof. Axel antwortete nicht.

Die gnädige Frau überhäufte den lieben Onkel mit Aufmerksamkeiten und wertvollen Geschenken. Gregor legte eine wunderschöne Birschbüchse auf den Geburtstagstisch, machte tadellose Verbeugungen und war in allen Dingen sehr besorgt. Als sie alle am Geburtstage am Frühstückstisch saßen, schneite Axel herein. Frisch, ungezwungen, wie immer. Schüttelte seinem Onkel die Hand: „Alles Gute, alter Herr!"

Am Nachmittag ritten sie aus. Gregor an der Seite des alten Herrn, Lotte und Axel hinter ihnen. Sie ritten an Rübenfeldern vorbei. Eine Anzahl Geschirre fuhren die geernteten Rüben ab. Auf einem feuchten Ackerstück waren die Wagen tief eingesunken. Hart trieben die Knechte die Pferde an. „Schinderei!" knurrte Axel, fegte hin, ließ halten, vorspannen. Die Leute gehorchten ohne Widerspruch.

Vier Wochen blieben die drei Gäste auf Hohenfelde. Gregor wich nicht von der Seite des alten Herrn. Lotte langweilte sich und fuhr jeden zweiten Tag in die Stadt. Axel lebte seine Tage, wie es ihm gefiel. Jagte, ritt aus, trank mit dem Inspektor, war auf den Feldern, in den Ställen.

Eines Tages hatte Bernhard von Flanßberg mit seinem Rechtsbeistand eine lange Unterredung im Turmzimmer.

„Verehrter Herr Justizrat, ich habe Sie zu mir gebeten, um mit Ihnen über die Besitzübergabe von Hohenfelde zu reden. Um es kurz zu machen: Axel erhält Hohenfelde mit allem drum und dran. Sie werden einwerfen, Axel sei leichtsinnig. War ich auch etwas. Das legt sich. Besitz bindet. Uebrigens hat er wohl genug Haare lassen müssen und ist, wie ich merkte, gebeilt. Zuerst hatte ich an Gregor und Lotte gedacht. Aber Gregor . . . Horcht meinen Diener nach meinen Angewohnheiten aus, notiert sich den Verlauf meines Tagewerkes und kopiert mich. Ich bitte Sie! Ein Dreißigjähriger lebt wie ein Siebzigjähriger. Das ist schon faul, lieber Herr Justizrat. Dann markiert er den Tugendhaften. Aber wenn er sich sicher fühlt, stellt er der Mamsell nach. Seine landwirtschaftlichen Kenntnisse bezieht er vom Inspektor. Ich weiß schon heute: Ist er Besitzer hier, dann läßt er Hohenfelde Hohenfelde sein und verlebt flott die Ernten. . . . ist mir Hohenfelde zu schade. Lotte ist nur Weltdame, scheidet ganz aus. Der Amerikafahrer hat zwar manches auf dem Kerbholz. Aber er täuscht nichts vor. Er gibt sich, wie er ist. Hat über alle Dinge seine eigene Meinung. Sperrt die Augen auf. Läßt sich vom Inspektor nicht übers Ohr hauen. Er ist Bauer aus dem Blute heraus. Ich habe gesehen, wie er vor Tau und Tag mit den Knechten auf die Bracke zog, den Pflug einsetzte und Furche um Furche warf. Glauben Sie mir, ich erkenne den Menschen, wenn er hinter dem Pfluge geht. Ich habe das leise Zittern in seiner Hand gesehen, als er den Pflug in die Scholle grub, das stille, fromme Leuchten in seinen Augen. Ich habe gespürt, wie er mit jedem Schritt tiefer in den Acker hineinwuchs. Herr Justizrat, ich brauche keinen Erben. Ich will einen Verwalter für meine Erde! Einen geraden Menschen, einen der nicht mit dem Leben spielt, der es mit Treue und Schaffen füllt." — Und so geschah es.

Sibylle

Skizze von Margreth Mengel.

„Warum heiße ich Sibylle?" dachte das kleine Mädchen aus irgendeinem Traum heraus und beugte sich weit aus dem Fenster. Der Sommerwind blähte die Gardine hoch wie zwei sehnsüchtige, weiße Flügel, und darüber mußte Sibylle sehr lachen.

Unten sah sie Thetje stehen. Thetje, der keinen Vater und keine Mutter mehr hatte und der nun auf einmal da war. Papa hatte ihn gestern aus Hamburg geholt, denn Thetje war sein Mündel.

Thetje stand unbeweglich und schaute ins Weite. Es dämmerte schon und Thetje sah, wie der Abend alles Licht von den Wiesen nahm. Er sah es mit staunenden Augen. Wie ein ferner Schmerz stand plötzlich der Gedanke an die große laute Stadt in ihm auf, doch dann dachte er an Sibylle und wurde froh. Er stand noch wartend, da trat sie aus dem Haus. „Sibylle," rief Thetje mit wunderlich tiefem Ton in der Stimme, und Sibylle lachte. „Warum heiße ich Sibylle?" fragte sie übermütig und griff unbekümmert mit den Händen in das Gewirr der Buschwindrosen, die im Dämmern leuchteten mit weißen, kleinen Gesichtern.

Ueber Thetjes graue, verhaltene Augen ging es seltsam hin, dann atmete er jäh: „Weil Du die Menschen glücklich machst, Sibylle," sagte er zögernd. „Mache ich Dich auch glücklich?" fragte das kleine Mädchen und blinzelte neugierig zur Seite. Da gab Thetje keine Antwort mehr.

Sie schlenderten an den Strom. Einzelne Lichter lagen schon über dem Rhein, die kamen von drüben. Dahinter lagen die Berge sehr dunkel. Thetje sah alles an und dachte daran, daß er sechszehn Jahre alt sei und Sibylle zwölf.

— — Das weiße Haus hatte erleuchtete Fenster, die standen in der Nacht wie helle, warme Worte, wie Lächeln oder wie Trost. Theodor Holthamp fühlte sein Herz klopfen, indes er langsam die Treppen empor schritt. Musik ertönte. Lachen klang durch Menschenstimmen. Es war also Gesellschaft. Die alten Herrschaften saßen bereits beim Wein, und die Jugend tanzte. Er wand sich durch die Menschen und ließ ihre erstaunten Fragen, ihre neugierigen Worte mit Zurückhaltung an sich vorübergehen. Als er vor Sibylle stand und sie ansah, wurde er blaß, so schön war sie geworden. „Thetje," lachte sie mit erstaunten Augen, woher kommst Du, Thetje?"

An diesem Abend vergaß der Heimgekehrte die zehn Jahre harter Arbeit in der Fremde, all seine Sehnsucht und seine große Einsamkeit.

Nächsten Tages schwammen sie nach alter Gewohnheit ein weites Stück stromabwärts. Später, als das Dämmern wie ein unbegreifliches Wunder aus den Wellen emporquoll, sprach Theodor Holthamp zu Sibylle von seiner Liebe. Aufrecht standen ihre hohen Gestalten neben einander. Es war schon Herbst, ein wunderbarer Herbst, der Gold aus seinem Herzen verströmen ließ, vielleicht auch rinnendes, rotes Blut, man konnte es wohl denken.

„Ich liebe Dich, Sibylle," sprach Theodor Holthamp. „Ich will für Dich arbeiten. Du sollst mein Himmel sein, immer sollst Du mein blauer Himmel sein. Du bist so schön, Sibylle. Du mußt vor gotischen Domen stehen in den Maienstunden und sinnen, Du mußt durch Winterlandschaften fahren, wenn die Sonnenkugel den Schnee violett färbt. Du mußt die Menschen ansehen, damit sie glücklich werden. Und immer Sibylle, immer ströme Deinen zärtlichen Atem aus in die dürstenden Täler meines Herzens." — Seine geöffnete Hand bebte ihr entgegen.

Da geschah es, daß Sibyllens Nacken, dieser kindhafte, zärtliche, sich beugte. Sie weinte. Theodor Holthamp blieb aufrecht, wie erstarrt stehen, als er ihr Gesicht sah, nur seine Lippen zogen sich jäh zusammen. In seinen Augen sprang der graue Stahl. Sibylle aber ging gesenkten Hauptes von dannen. Ihre Schritte waren voll von Not, und ihr Herz flog wie ein verflatterter Vogel in irgendeine fremde Ferne. Sie dachte an Jan Rieger, den Maler, der sie gestern noch geküßt hatte . . .

— — — — — —

Nur einen Augenblick sah die blasse Frau sinnend in den Schein der kleinen Stehlampe auf dem Schreibtisch, dann strich sie mit einer sparsamen Bewegung der Hand übers braune Haar und beugte sich wieder zu den Büchern, die vor ihr aufgeschlagen lagen.

Sibylle Rieger hatte in den vergangenen Jahren gelernt zu rechnen. Sie hatte ein stilles, weißes Gesicht, aus dem ein paar tiefe Augen auf die rinnenden Tage schauten. Sibylle kämpfte schon lange den zähen Kampf um die heimatliche Scholle, um das kleine Besitztum, das Vermächtnis ihrer Eltern. Sie hatte nur wenige Leute, mit ihnen arbeitete sie unermüdlich, oft bis in die späten Nachtstunden. Ihr Herz, ihr klopfendes, überströmendes, glückhaftes Herz war ganz leise gestorben, so dachte Sibylle es. Und nur wenn Jan Rieger, ihr Gatte, kam, konnte es plötzlich aufzittern in Scham und Verzweiflung. Er kam sehr selten und nur, um Geld zu fordern. Brutal und laut, mit lauerndem Lächeln, war er dann plötzlich da, schlürfte durch die Stuben, rauchte ununterbrochen herrschte die Leute an oder schlief. Und Sibylle gab ihm Geld, gab mit schweigenden Lippen und trockenen Augen. Wenn er dann wieder gegangen war, schritt sie wohl an den Rhein, um dort lange zu stehen und nichts anderes zu tun, als in die graugrünen, singenden Wellen zu schauen.

Herbstlicher Wald

Still glüht dein rotes
Königsgewand,
Grüßt wie ein totes
Märchen ins Land —

Tot all die Träume,
Die einst uns erfüllt . . .
Welk steh'n die Bäume,
Der Schwermut Bild.

Wir sind nur Wandrer
Am schwanken Stab,
Bis uns ein Anderer
Führet zum Grab.

Drauf raschelt nieder
Welkendes Laub —
Sehnen und Lieder
Zergehen zu Staub . . .

Elly Wagner.

Als wieder ein Winter kam, ward Sibylle krank, vielleicht auch nur müde; denn der Arzt verordnete Ruhe und wieder Ruhe. Da ließ sie ihr Bett ans Fenster rücken und sah auf den Kirchturm, der sich wie ein dunkler, mahnender Finger in die graue Luft bohrte. Wenn die weißen Flocken im Dämmern fielen, lächelte Sibylle u. dachte an ihre Kinderzeit. „Thetje," murmelte sie dann wohl zärtlich, „Thetje," und man mußte ihr das Fenster öffnen, damit sie den Strom rauschen hörte. —

Jan Rieger fühlte ein leises Mißbehagen, als er durch die weiten Werkshallen geführt wurde, aber er ging wiegenden Schrittes einher und schaute gleichgültig auf die Bewegungen der arbeitenden Männer. Dann stand er im Zimmer des Direktors. Sein unerklärliches Mißbehagen wuchs. Dieser Mensch da vor ihm, der bei seinem Eintritt sitzen blieb und ruhig weiter las, war selbst nur noch Eisen und Stahl, Maschine und Arbeit, das begriff Rieger.

Indes, er begann mit gewohntem, selbstgefälligen Lächeln zu reden. Sibylle sei krank und man müsse ihr helfen; Geld brauche sie, nur Geld sei das einzig Nötige zu ihrer Rettung.

Holthamp war erblaßt. Sibylle war krank! Und wieder vergaß er zehn einsame, harte Jahre. Dann hatte er das Gefühl, als müsse er diesen Menschen, diesen aufgeputzten, lächelnden Menschen mit den unbeherrschten Bewegungen niederschlagen; doch er bezwang sich.

Er schrieb einen Scheck und wollte ihn seinem Gegenüber einhändigen. „Grüßen Sie Ihre Gattin," sagte er heiser. Doch Rieger, nachdem er einen Blick auf das Papier geworfen hatte, schob es zurück. Er sah aus wie ein Raubtier. Die Hände lagen zusammengekrümmt auf den hellen Beinkleidern. Er lächelte sehr häßlich und sehr verbindlich.

„Es ist," sagte er, „es ist noch etwas anderes." Stockend fuhr er dann fort: „Ich gehe nicht zu Sibylle zurück. Ich muß jetzt ins Ausland, Sie verstehen — meine Kunst — —, vielleicht — äh, vielleicht interessieren Sie sich nun . . . Sie verstehen — Sibylle rief im Fieber nach Ihnen, nur nach Ihnen, — und ich — äh — ich wäre nicht abgeneigt . . ."

Rieger verstummte, denn Holthamp war aufgesprungen und sah grau aus. Er hatte verstanden. „Schuft," sagte er nur. Eine Weile herrschte Schweigen. Dann fragte Holthamp in kühlem, geschäftsmäßigen Tone: „Wieviel verlangen Sie? —" Rieger lispelte einen Betrag. Holthamps Lippen verzogen sich, aber er schrieb einen neuen Scheck. „Sie reichen sofort die Scheidung ein," herrschte er den Maler an und ließ sich den Empfang des Papieres von ihm bestätigen. Sehr schnell war dieser denn gegangen.

„Arme Sibylle," murmelte Holthamp, „arme kleine Sibylle." Er kämpfte einen harten Kampf mit sich; doch fuhr er nicht zu ihr. Er hatte seine Pflicht getan und sie von diesem Menschen befreit. Theodor Holthamp tat schon lange Jahre nichts anderes als seine Pflicht.

— — Als Sibylle erfahren hatte, daß Rieger nie mehr zu ihr zurückkommen würde, lag sie Wochen hindurch sehr still auf ihrem Lager. Doch dann kam das Leben zu ihr zurück. Sie blühte langsam wieder auf. Der Frühling nahte und der Sommer, und Sibylle fühlte mit Erstaunen, wie eine traumhafte, blasse Sehnsucht an ihren Händen hing, wenn sie diese oft unwillkürlich hoch empor heben mußte gegen den klaren Himmel.

Dann war sie so weit, daß sie zu Theodor Holthamp ging. Ohne Zögern, mit frohen, stillen Augen, schritt die hehre Frauengestalt ihren Weg durch das Werk bis in das Arbeitszimmer des Direktors. Der stand wie gelähmt und starrte sie an. Sie machte ein paar kleine zärtliche Schritte auf ihn zu. „Thetje," flüsterte sie und legte die Arme um seinen Hals, „laß mich bei Dir bleiben, Thetje, da ich Dich liebe." Sie lächelte glücklich. „Unsagbar liebe ich Dich, Thetje, schon lange, lange Jahre." —

Noch am selben Abend fuhren sie an den Rhein; in ihre Heimat.

Die Farbensymphonie

Skizze von Josef Robert Narrer-Wien

Die Geschichte des blinden Komponisten hat viele allzugliche Züge. Denn daß er blind war und die Musik über alles liebte, ist nichts Außergewöhnliches; daß er die Musik empfand, wie ein anderer Farben sieht, obwohl er noch nie in seinem Leben das Licht der goldenen Sonne erblickt hatte, ist schon eigenartiger; daß er aber über seine Blindheit glücklich war, macht seine Geschichte seltsam.